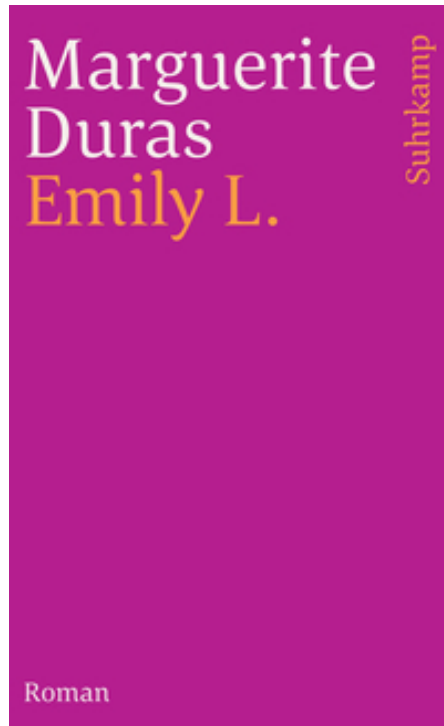


# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Duras, Marguerite  
**Emily L**

Roman

Aus dem Französischen von Maria Dessauer

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 1808  
978-3-518-38308-7

suhrkamp taschenbuch 1808

Marguerite Duras, die 1914 in Giadinh/Indochina geboren wurde und heute in Frankreich lebt, ist sowohl durch ihre Romane als auch durch ihre Dramen, Hörspiele und Filme in Deutschland bekannt geworden.

Zu ihren bekanntesten Werken zählen neben dem Roman *Der Liebhaber* (*L'Amant*) *Hiroshima mon amour* (erschienen als es 112), *Die Verzückung der Lol V. Stein* (st 1079), *Ganze Tage in den Bäumen* (st 1157), *Der Nachmittag des Herrn Andesmas* (BS 109), *Moderato cantabile* (st 1178) und *Blaue Augen schwarzes Haar* (st 1681).

Ihr Werk im Suhrkamp Verlag ist auf der Seite 162 dieses Bandes verzeichnet.

Wie so oft in diesem Sommer, sie und er, beide bummeln sie über die Kais von Quillebeuf. Die Nachmittagsstunden sind erfüllt von drei Liebesgeschichten. Die Frau, die erzählt, und ihr Begleiter befinden sich am Ende ihrer beider Geschichte. Sie wird sie aufschreiben – sie verweben mit anderen Geschichten, mit der des Paares an der Bar, einer nach klassischem Vorbild großartig geratenen Liebe, nur von der Müdigkeit der Frau bedroht. Er aber liebt sie so sehr, daß er ihrem sich vorzustellenden Tod keinen Raum in seinem Leben einräumen will. Innerhalb dieser Geschichte findet die dritte Liebesgeschichte statt: es ist die Liebe zwischen ihr und dem Verwalter, der ihr den Namen Emily L. gegeben hat, um ihre wahre Existenz nicht zu verraten, wenn er sie sehnsüchtig ruft.

»Nie bisher hat Marguerite Duras ihren Leser so weit davon getragen, ihn von sich selbst entfernt, ihn durch ihre Kunst erhöht.«

*Die Welt*

Marguerite Duras  
Emily L.

*Roman*

Aus dem Französischen  
von Maria Dessauer

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: Emily L.

2. Auflage 2016

Erste Auflage 1991

suhrkamp taschenbuch 1808

© für die deutschsprachige Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1988

© 1987 by Les Editions de Minuit, Paris

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-38308-7

*Für Jean Mascolo*



Angefangen hatte es mit der Angst.

Wir waren nach Quillebeuf gefahren, wie so oft in jenem Sommer.

Zur gewohnten Stunde, gegen Ende des Nachmittags, waren wir angekommen. Wie jedesmal waren wir an dem weißen Geländer entlanggebummelt, das die Kais von der Kirche, der Hafeneinfahrt aus einfaßt, bis es in den verlassenen Weg mündet, der zum Wald von Brotonne führen muß.

Man betrachtet das andere Ufer, den Ölhafen und, in der Ferne, die hohen Klippen von Le Havre, den Himmel. Dann betrachtet man das rote Fährschiff, das den Fluß überquert, die Leute, die vorbeigehen, das Wasser des Flusses. Und immer wieder das Geländer, das, dünn und weiß, vor dessen Ausuferung bewahrt.

Sodann setzen wir uns auf die Terrasse des Hôtel de la Marine, Mittelpunkt des Ortes, gegenüber der Abfahrtstelle des Fährschiffs.

Die Tische stehen im Schatten der Hotelge-



bäude. Die Luft ist ohne Bewegung, kein Wind geht.

Ich betrachte Sie. Sie betrachten die Umgebung. Die Hitze. Das glatte Wasser des Flusses. Den Sommer. Und dann schauen Sie darüber hinweg. Die sehr weißen, sehr schönen Hände unter dem Kinn gefaltet, schauen Sie, ohne zu sehen. Ohne sich im geringsten zu bewegen, fragen Sie mich, was denn los sei. Ich antworte wie gewöhnlich. Daß nichts los sei. Daß ich Sie anschau.

Zuerst bewegen Sie sich nicht, und dann sehe ich, von dort aus, wo ich bin, ein Lächeln in Ihren Augen. Sie sagen:

– Dieser Ort hier gefällt Ihnen, eines Tages wird das, der Platz, die Hitze, der Fluß, in einem Buch stehen.

Ich antworte nicht auf das, was Sie sagen. Ich weiß das nicht. Ich sage Ihnen, ich wisse das nicht im voraus, es komme im Gegenteil selten vor, daß ich das weiß.

Der Platz ist menschenleer. Das Fährschiff

führt viele Touristen mit. Das ist hier das Ende des Seinetals, das letzte Fährschiff nach dem von Jumièges. Sobald das Fährschiff abgelegt hat, leert sich der Platz wieder. Es war zwischen zwei Ankünften des Fährschiffs, während der Menschenleere des Platzes, daß die Angst gekommen ist. Ich blicke mich um, und auf einmal sind Leute da, hinten, am Ende des Platzes, wo der verlassene Weg mündet, dort, wo niemand sein sollte. Sie stehen still und blicken zu uns herüber. Es sind etwa fünfzehn, alle gleich weiß gekleidet. Es handelt sich um eine und dieselbe unbegrenzt vervielfältigte Person. Ich schaue nicht mehr hin.

Ich schaue wieder hin. Ich sehe, daß ich mich getäuscht habe. Sie sind noch da, aber sie haben sich genähert. Einige reden. Man hört noch nichts, aber ich weiß nun: sie existieren. Ich sehe Einzelheiten. Für mich sind das selbstverständlich Mörder, aber diese Angst kenne ich, wohingegen ich von der ersten nichts weiß. Diese Leute scheinen nur ein einziges und gleiches Gesicht zu haben, deshalb sind sie un-

heimlich. Sie haben Bürstenhaar, Schlitzaugen, das gleiche lächelnde Aussehen, die gleiche Be-leibtheit, die gleiche Größe. Aber um dies, was zwar ungewöhnlich ist, aber zum bekannten In-ventar gehört, handelt es sich nicht allein. Ich sage: – Warum sind in Quillebeuf Koreaner? Sie drehen sich brüsk zu mir um, schon an der plötzlichen Veränderung meiner Stimme haben Sie die Angst heraushören müssen.

– Wo sehen Sie Koreaner?

– Sie drehen ihnen den Rücken, schauen Sie hinter sich, zum Ende der Uferstraße.

Sie haben sich umgedreht und nur gerade lang ge-nug hingesehen, um zu begreifen, was das für mich bedeutete. Auch Sie hatten Angst, daß diese nächtlichen Dinge sich mir wieder zu zeigen be-ginnen könnten. Sie haben nach einer passenden Antwort gesucht, auch das habe ich Ihnen ange-merkt.

Sie haben gesagt:

– Es sind tatsächlich Asiaten, aber warum sollten es Koreaner sein?

– Ich weiß nicht. Ich habe noch nie welche gese-hen.

Sie lachen auf einmal. Ich lache mit. Sie sagen:  
– Weil Sie noch nie welche gesehen haben, neigen Sie zu der Annahme, daß Asiaten, die Sie nicht identifizieren können, Koreaner sind, ja?

– Ja.

Sie haben lange zu den Koreanern hinübergeblickt. Dann haben Sie sich zu mir umgewandt und haben mich mit einer Aufmerksamkeit angeblickt, die so tief und intensiv war, daß sie Sie hinderte, mich zu sehen. Der Gedanke an mein Dasein hat plötzlich von Ihnen Besitz ergriffen. Sie haben mich angeblickt, als liebten Sie mich. Das ging Ihnen manchmal so.

Ich sage, daß ich nicht gegen die Angst ankann, daß ich sie nicht verhüten kann, daß ich sie nicht benennen kann.

Sie hören nicht auf das, was ich sage. Sie schauen mich immer noch an mit diesem Blick, den ich nur bei Ihnen gesehen habe.

Die Koreaner haben sich uns genähert, sie haben sich an die anderen Tische gesetzt. Sie schauen uns so an, wie wir sie einen Augenblick

zuvor angeschaut haben. Sie lächeln ein grausames Lächeln, es weicht plötzlich einer Traurigkeit, von der sie sich nicht erholen zu können scheinen. Doch das grausame Lächeln kehrt wieder in ihr Gesicht zurück. Und erstarrt dort, in den Augen, im offenstehenden Mund. Es war dieses Lächeln, das angst machte, es kündigte die Massaker an, auf die ich gefaßt war. Ich, die Frau in dieser Erzählung, diejenige, die an jenem Nachmittag in Quillebeuf ist mit Ihnen, dem Mann, der mich anschaut.

Ich hatte immer noch Angst, wenn ich auch nichts mehr sagte. Sie wußten es. Zudem belustigte es Sie. Sie haben gesagt: Elende Rassistin. Ich habe gesagt, daß dies zutreffe. Ich habe gesagt, was ich glaube. Ich mußte selber lachen. Ich habe gesagt:

– Der Tod wird japanisch sein. Der Tod der Welt. Er wird aus Korea kommen. Das ist, was ich glaube. Sie, Sie werden es vielleicht erleben, ihn am Werk zu sehen.

Sie haben gesagt, das wäre schon möglich.

Da die Koreaner hartnäckig an den Terrassentischen sitzen blieben, haben Sie mir gesagt, wir sollten besser ins Café gehen. Sie haben genau gesehen, daß ich die Gesten der Koreaner beobachtete; daß die Angst fort dauerte, daß kein Argument sie überwände, wußten Sie auch, und daß ich – und das werde ich später in einem Buch ausführen – immer noch gleich jämmerlich und hoffnungslos dumm war. Ich bin Ihnen in das Café gefolgt. Ich folgte Ihnen immer überallhin, wohin Sie auch gehen mochten.

An jenem Nachmittag war fast niemand im Café de la Marine. Die Stammgäste, die Gäste aus der Gegend von Quillebeuf waren da und junge Leute, die mit dem Fährschiff gekommen waren. Die meisten kannten wir vom Sehen. Im großen Saal umringten sie die Wirtin und eine junge Frau, ihre Tochter wahrscheinlich. Viele der jungen Leute waren Angestellte am Ölhafen des jenseitigen Ufers. Sie machten im Marine Rast, ehe sie in ihre Heimatdörfer im Sumpfbiet zurückkehrten. Es waren auch

Touristen da, aus Ceylon, hatten Sie gesagt, und noch weitere verschiedener Nationalitäten. Die einen verstanden einigermaßen Französisch und lachten höflich, ohne Überzeugung, über die Witze der jungen Leute. Andere verstanden offensichtlich kein Wort und betrachteten die Speisekarten des Hotels, den Platz, die Leute mit demselben verwirrten Ausdruck, demselben verwirrten Lächeln. Im Hinblick auf diese so verlassenen Durchreisenden war die lärmende obszöne Unterhaltung bedauerlich. Im übrigen aber war die Bar des Hôtel de la Marine ein ruhiger Ort.

Jene hatten wir an der Bar des Cafés gesehen, nicht anders, als wir die Gäste im Saal sowie die Wirtin und die junge Frau neben ihr gesehen hatten, und das einige Zeit lang – sie waren schon da, als wir in das Café eintraten; es gab keinen Grund dafür, doch dann auf einmal haben wir sie sehen müssen. Um daraufhin nie mehr anders zu können.

Zuerst einen nach dem anderen. Und dann beide zusammen. Verschmolzen zu einer einzi-

gen Farbe, einer einzigen Gestalt. Einem einzigen Alter.

Sie waren von sich aus an die den durchreisenden Gästen vorbehaltene Seite der Bar gegangen. Die Stammgäste saßen auf der anderen Seite, zum Saal hin. Sie waren allein. Verloren. Allein im Sommer. In der Wüste. Verloren mitten im Licht, das der Fluß zurückwarf auf den Platz, die Wände, die Kreideklippen, die nach draußen weitgeöffnete Doppeltür der Bar. Sie sahen nichts, niemanden. Weder das Sonnenlicht. Noch den Fluß.

Vor ihnen stehen die Getränke angelsächsischer Alkoholiker: das dunkle Pils für ihn und für sie der doppelte Bourbon.

Auf ihren Hockern fast bewegungslos sitzend, mit schlaff vornübergeneigten Köpfen, wirkten sie auch ein wenig lächerlich. Man hätte sie als Pflanzen bezeichnen mögen, Zwischendinge gewissermaßen, eine Art Vegetabilien, Menschenpflanzen, kaum geboren und schon sterbend, kaum lebendig und schon tot. Ja, als unschuldige und bestrafte Dinge. Bäume. Des Wassers und Bodens beraubte Bäume, bestrafte



Bäume. Dazu verurteilt, wie menschliche Wesen zusammengesunken dazuhocken, vor unseren Augen.

Im ersten Moment hatte ich geglaubt, sie schlafe, die Frau an der Bar. Jetzt glaube ich es nicht mehr. Ich glaube, sie schloß nur die Augen, hob aber gleichzeitig den Kopf, um die Stimmen im Umkreis besser zu vernehmen, vor allem die aus dem Saal kommenden, unter denen die Stimmen Englands tönnten. Sie lauschte dem Klang dieser Stimmen und auch dem, was sie in diesem Englisch sagten.

Auch sie waren Engländer aus England. Als im Saal Schweigen eintrat, vernahm man das Englisch, das sie miteinander sprachen, und erkannte es. Nicht alles, was sie sagten, war zu verstehen. Sie redeten nicht fortwährend, sondern ab und zu und so leise, daß eine Kleinigkeit, das Geräusch einer Stimme aus der Ferne genügte, um die ihre zuzudecken. Aus dem wenigen, was man aufnahm, aber schien hervorzugehen, daß sie verstimmt waren wegen eines Abreisehindernisses, eines Motorschadens an

einem nicht genannten Fahrzeug. Wenn es sich nicht überhaupt um eine Reise handelte, die sie geplant hatten und die diese Panne unausführbar machte. Ihre Unterhaltung war manchmal mit Fachwörtern überladen, sie verwirrten sich selbst ein wenig darin. Und nach kurzem gaben sie auf.

In einem bestimmten Augenblick hatten sie allerdings von einem Schiff gesprochen.

Und in einem anderen Augenblick hatten sie vom Meer gesprochen. Ein Wind war kurz über den Hafen gefahren und hatte sich wieder gelegt. Er hatte gesagt, das sei der Gezeitenwechsel. *The turn of the tide...* und daß das Meer wunderbar sein müsse wie eben an manchen Sommertagen. *The sea must be marvelously calm. As it is sometimes in summer.*

Sie, sie hörte es. Sie lächelte, froh darüber, froh, weil das Meer günstig, ruhig sein würde.

Woher kam das Faszinierende dieser Leute, die Anmut, dieses Augenblickswort über den Sommer? Unmöglich, es zu wissen. Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich, ja gewiß von dieser De-

mut angesichts des Todes. Aber auch von dieser Anstößigkeit. Von dem besonderen Umstand. Von dem Zusammenwirken und von jedem einzelnen dieser Dinge. Ohne daß sich sagen ließe, wie und warum. Von dem Fluß ebenso, von dem Licht, in dem alles badete, von dem überall verstreuten Weiß der weißen Klippen. Von dem Weiß der Kreide. Dem Weiß der Klippen und dem der Gischt. Von dem Weiß des mit Weiß zerriebenen Blaus der Seevögel. Ebenso, wie vom Weiß des Windes.

Ihr Alter läßt sich nicht bestimmen. Was man sieht, ist, daß sie merklich älter ist als er. Daß er sich aber ihrer Langsamkeit angepaßt hat. Daß er es ablehnt, weiter voranzukommen, als sie es kann, und dies seit Jahren. Daß es für sie vorbei ist und daß sie dennoch immer noch da ist, im Umfeld dieses Mannes, daß ihr Körper noch dem seinen erreichbar ist, seinen Händen, Tag und Nacht.

Man sah deutlich, daß es vorbei war, und gleichzeitig, daß sie immer noch da war. Beides war zu sehen. Daß sie, wäre er fortgegangen,

gestorben wäre, an Ort und Stelle, wo er sie verlassen hätte, das war auch zu sehen.

So hatte es für uns angefangen, mit diesen Leuten an der Bar, mit ihrer Bewegungslosigkeit. Ihm, der zu ihr hin oder manchmal zum Spiegel hinter dem Wandbrett der Bar blickte, wenn das rote Fährschiff kam und die Leute vor dem Hotel vorbeigingen. Und ihr, die zu Boden blickte.

Auf der Bartheke stehen die leere Flasche des dunklen Starkbiers und das Whiskyglas, in dem jetzt Eis schmilzt. Sie hatten wohl schon vor unserem Eintritt ins Café de la Marine einiges getrunken.

Ich habe zu Ihnen gesprochen. Ich habe Ihnen gesagt, ich hätte beschlossen, unsere Geschichte zu schreiben. Sie haben sich nicht gerührt. Sie haben weiterhin die Frau betrachtet, so als hätten Sie nicht begriffen, daß Sie es waren, zu dem ich sprach.

Ich habe, was ich Ihnen gesagt hatte, wiederholt, daß ich die Geschichte schreiben würde,

die wir miteinander gehabt hatten, diese Geschichte, die noch da war und nicht aufhörte zu sterben.

Sie haben nach draußen geschaut, zum Fluß, ohne etwas zu sehen, lange, argwöhnisch.

– Diese Geschichte, immer noch... Das ist doch nicht möglich...

– Ich habe noch nichts beschlossen... Es ist nicht das. Ich kann nicht aufhören zu schreiben. Ich kann nicht. Und wenn ich sie schreibe, diese Geschichte, dann ist es so, als fände ich Sie wieder... als fände ich die Augenblicke wieder, da ich noch nicht weiß, weder was geschieht noch was geschehen wird..., noch wer Sie sind, noch was mit uns geschehen wird...

In den Augen blitzt List auf, Angst und, von ferne, eine unbändige Lebenslust. Sie sagen:

– Ich bin sicher, daß Sie zur Zeit über genau das schreiben. Streiten Sie es nicht ab.

– Nein, das glaube ich nicht... Aber ich habe es schon so lange vor, zwei Jahre mindestens... Ich weiß es nicht mehr. Die Wahrheit zu sagen, ich weiß es nicht mehr, so ist das... Aber ich glaube nicht, daß es unsere Geschichte ist, die